

# Digital und vernetzt

## Das neue Bild der Sprache

Die Zeiten von Schreibmaschine, Zettelkatalog oder Telefonkabine sind Geschichte. Die Digitalisierung hat uns neue Möglichkeiten eröffnet, miteinander zu kommunizieren, Informationen zu verarbeiten, zu speichern und zu publizieren. Hat das auch unser Schreiben, unser Lesen, unsere Texte oder gar unser Bild von Sprache verändert? Und ist die Sprachwissenschaft heute noch dieselbe wie vor dreißig Jahren?

Auf diese Fragen ging der Linguist Prof. Dr. HENNING LOBIN in seinem Vortrag am 2. Oktober 2020 in Bozen ein. Ein Gespräch vorab über das Ökosystem Sprache und wie die Digitalisierung unser Leben verändert:

Im Zeitalter des Buchdrucks war die Veröffentlichung eines Textes fast eine Auszeichnung für Geschriebenes, eine Art „Gütesiegel“. Im digitalen Zeitalter kann jeder kostengünstig online veröffentlichen. Haben Texte dadurch an Wert verloren?

Prof. Dr. Henning Lobin: Dem stimme ich auf jeden Fall zu. Ich würde sogar noch früher ansetzen, vor dem Buchdruck, in der Zeit der Manuskriptkultur. Ein einziges Buch aus Pergament hatte einen unschätzbaren Wert, weil es ausgesprochen teuer war. Nach der Einführung des Buchdrucks gab es einen ersten ökonomischen Verfall. Aber der Buchdruck hat seine eigenen Werte und Wahrnehmungen hervorgerufen: Auch ein Buch zu produzieren ist eine aufwändige Handlung, weil es gesetzt, gedruckt, vertrieben werden muss. Derjenige, der etwas publizieren durfte, wurde mit diesem Aufwand in Verbindung gebracht. Das unterstrich gewissermaßen den Wert des Buches, des Textes und des Geschriebenen. Das ist mit der digitalen Kultur zurückgegangen. Das führte dazu, dass ein Text als solcher auch weitaus weniger wert ist und zu einer Art Wegwerfware geworden ist.

Einen Satz, den man per Hand oder Schreibmaschine notieren will, muss man sich vorab gut überlegen, alles Ausbessern wird sichtbar. Am Computer ist dies kein Problem. Hat das Schreiben am Computer auch die Texte verändert?

Eine sehr interessante Frage, weil man die einzelnen Textsorten dabei differenziert betrachten muss. Das digitale Medium erlaubt es uns, Texte zu revidieren, zu kürzen, zu ergänzen –all das, was wir an der Textverarbeitung so schätzen. Auch das, was gedruckt wird, durchläuft heute das digitale

Medium. Das bedeutet, dass Texte, die eine bestimmte Funktion erfüllen – z.B. eine Urkunde, eine Doktorarbeit, ein Leitartikel für eine Zeitung – viel genauer kontrolliert, verändert und redigiert werden können. Aber man sieht es z. B. in der Verwaltungssprache, dass durch immer weitere Zusätze teilweise auch ein sehr unleserlicher Stil entstehen kann. Eine grammatische Grundstruktur kann man durch Ergänzungen fast endlos ausbauen. So entstehen Sätze, die man von Anfang an nie so hätte planen können.

Am anderen Ende der Skala liegen jene Publikationsformen, die die Schnelligkeit des digitalen Publizierens in den Vordergrund stellen. In den sozialen Medien mit ihren Kurzmittelungsdiensten oder Chats liegt eine ganz andere Schreibsituation vor. Man schreibt dort nicht, um den Text dann über einen längeren Zeitraum zu nutzen, damit ihn also viele Personen lesen können oder um ihn aufzubewahren, sondern er ist für den Moment geschrieben, hat keine größere Nachhaltigkeit. Entsprechend wird dort viel flüchtiger geschrieben, das heißt Text- und Satzplanung spielen keine herausgehobene Rolle, Rechtschreib- und Zeichensetzungsfehler bleiben oftmals bestehen. Andererseits wird die Performativität, das Schreiben nur für den Moment, sichtbarer: Wenn Sie chatten, dann ist es geradezu Pflicht, dass Ihre Textstücke in einer sehr schnellen Weise und sehr informell produziert werden. Wenn Sie dort schreiben würden wie in einem behördlichen Brief, wäre das überhaupt nicht passend. Insofern haben wir es mit unterschiedlichen Textsorten zu tun und wir können gewisse Einflüsse der digitalen Textverarbeitung auf diese Textsorten erkennen: Flüchtigkeit auf der einen Seite und die barocke Fülle von Satzkonstruktionen in bestimmten Bereichen auf der anderen.

Schulämter diskutieren bereits darüber, ob man Kindern noch Handschriften beibringen soll. Halten Sie es für möglich, dass wir irgendwann nur noch tippen?

Handschrift ist weiterhin eine effektive Methode, Schrift auf einem Medium zu fixieren. Mit der Hand können wir auch ins Zeichnen übergehen, können skizzieren, können Texte räumlich anordnen. Das ist auch mit digitalen Medien möglich, aber nicht so einfach, wenn man nur eine Tastatur zur Verfügung hat. Deshalb findet bei digitalen Geräten eine Rückkehr zum Stift statt. Es gibt Touchscreens, wo mit der Stiftspitze ein Signal entsteht, aber nicht mit der Hand. Auch die Schrifterkennung ist mittlerweile so gut, dass die Schwelle zwischen dem analogen Schreiben und der digitalen Schrift mit der Tastatur immer niedriger wird. Es wird immer unerheblicher, ob wir eine Tastatur nutzen oder einen Stift auf einer speziellen Bildschirmoberfläche. Der entscheidende Punkt ist vielmehr, welchen Stellenwert man der Handschrift für Bildungsprozesse beimisst. Wir wissen, dass handschriftliches Schreiben auf eine ganz klare Weise dabei hilft, Wörter zu begreifen. Indem wir regelmäßig die Bewegung des Schreibens ausführen, können wir sie anschließend auch besser lesen. So sind wir als Menschen nun einmal geistig

„gebaut“: Wahrnehmung und Handlung greifen ganz eng zusammen, anders als bei einer Maschine. Alles, was wir selber machen können, können wir anschließend auch besser sehen. Wer z.B. selbst Eiskunstlaufen gelernt hat, kann an den Sprüngen eines anderen Eiskunstläufers viel mehr beobachten. Und genauso ist es mit dem Schreiben.

Das Lesen eines Romans, eines Sach- oder Fachbuchs erfordert das konzentrierte Eintauchen in einen Text. Texte im Internet werden eher auszugsweise gelesen, sie sind häufig multimedial aufbereitet. Verändert das unser Lesen?

Die Leseforschung zeigt, dass wir grundsätzlich unterschiedliche Arten zu lesen beherrschen: Auf der einen Seite das tiefe Lesen, wenn man sich über längere Zeit konzentriert mit einem Text befasst, wodurch man viel lernen kann, Erfahrungen vermittelt bekommen kann – beispielsweise durch Romane. Auf der anderen Seite gab es auch schon lange vor der Digitalisierung kürzere Textformen, beispielsweise auf Zetteln, Karten oder in Notizblöcken, die ein schnelles und oberflächliches Lesen möglich gemacht haben. Auch eine Zeitung wie die „Bild“-Zeitung in Deutschland, die schon 1952 erstmalig erschienen ist, ist für ein flüchtiges, oberflächliches Lesen gemacht, mit vielen grafisch-bildlichen Elementen, wie der Name der Zeitung ja auch schon sagt. Insofern stellt sich die Frage: Wie groß ist heute die Ablenkung durch die ständige Verfügbarkeit dieses anderen Lesens?



Foto: pixabay

Unser Leben und unsere Kommunikation haben sich im digitalen Zeitalter stark verändert. Wie, das untersucht die Sprachwissenschaft anhand von Korpora.

Vor allem im Bildungsbereich ist die Frage, wie wir junge Menschen dazu bringen, das gesamte Spektrum der Lesepraktiken kennenzulernen und sich darin einzuüben, wichtig. Lesen erfordert jahrelanges Training, und die Schule versucht das zu bieten. Aber sie steht in Konkurrenz zu den Smartphones und Tablets, die die Kinder in ihrer Freizeit nutzen. Ich glaube nicht, dass Kinder heute weniger lesen, sie lesen sogar mehr. Aber sie gewöhnen sich stark an ein Lesen, das es ihnen schwerer fallen lässt, das konzentrierte, tiefgehende Lesen zu praktizieren. Man muss aber auch realistisch sein: Auch ohne die digitalen Medien, wenn wir nur 30 Jahre zurückgehen, war nicht jeder in der Lage, so zu lesen, wie wir uns das mit einem ausgeprägten Bildungsanspruch wünschen würden. Lesen ist eine Kulturtechnik, die sehr viel mit einem hohen Bildungsstandard zu tun hat. Diesen erreichte auch in früheren Zeiten nicht jeder.



Noch nie war es so einfach, Daten darüber zu sammeln, wie Menschen konkret sprechen und schreiben. Linguisten sind eifrig dabei, solche Korpora zu sammeln. Verändert das die Sprachwissenschaft?

Das verändert die Sprachwissenschaft massiv. Erst seit wenigen Jahren haben wir in fast allen Bereichen der Sprachwissenschaft die Möglich-

keit, das, was früher oft nur in der Theorie formuliert wurde, tatsächlich zu überprüfen. Ein Beispiel: Eine wichtige Aufgabe des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache ist es, die Sprache der Gegenwart durch eine Grammatik zu beschreiben. Das ist 1997 durch die dreibändige „Grammatik der deutschen Sprache“ geschehen, die im Autorenkollektiv entstanden ist. Heute wird an einer Korpus-Grammatik gearbeitet, wo es nicht mehr darum geht, eine Art Modell der deutschen Gegenwartssprache zu entwickeln, das an manchen Stellen vielleicht ungewollt Idealisierungen enthält und Varianten, die in unterschiedlichen Verwendungszusammenhängen oder in unterschiedlichen regionalen Räumen bestehen, überhaupt nicht berücksichtigt. Auf der Grundlage differenzierter Korpora können wir jetzt erstmals erfassen, dass bestimmte grammatische Konstruktionen, bestimmte Arten der Verwendung von Kasus, von Korrelaten, von Genitivkonstruktionen beispielsweise in differenzierter Weise zu betrachten sind und nicht für die gesamte deutsche Standardsprache gelten – und ich spreche hier immer von Standardsprache und nicht von dialektalen Varianten. Wir können erkennen, dass sich bereits innerhalb von Deutschland – etwa zwischen Nord- und Süddeutschland – erhebliche Unterschiede ergeben, und erst recht, wenn man den gesamten deutschen Sprachraum betrachtet mit all seinen Varianten der standard-sprachlichen Verwendungsweise. Die Digitalisierung erlaubt uns, diese feinen Unterschiede besser in den Blick zu nehmen. Und sie ermöglicht uns auch mikrodialektale Analysen, das heißt festzustellen, wie sich Sprache in kurzen Zeitspannen – 10 Jahre, 20 Jahre – wandelt.

Bedeutet das, dass die Sprachwissenschaft vermehrt wegkommt von Aussagen über richtig und falsch, sondern mehr den Gebrauch an sich anschaut? Wenn also immer mehr Menschen – wie beispielsweise zu beobachten – vom Buch „eines Autoren“ anstatt „eines Autors“ schreiben, sind dann bald beide Formen erlaubt?

Zunächst einmal haben wir nun die Möglichkeit, überhaupt zu erkennen, dass es solche Varianten gibt, und festzustellen, welche Häufigkeit und Relevanz sie haben. Wenn es nicht ein einfacher Fehler ist und eine gewisse Systematik dahintersteckt, ist es offenbar ein Anzeichen dafür, dass sich im Gebrauch etwas wandelt. Die Fehler von heute sind die Regeln von morgen, sagen Sprachhistoriker zuweilen. Wenn man einen stärker datenorientierten Blick auf die Sprache einnimmt, ist es sehr schwer, eine Wertung aufrechtzuerhalten, die nur nach falsch oder richtig unterscheidet. Das ist zwar das, was sehr viele Sprachverwender sich wünschen. Aber oftmals bildet das nicht einmal ihr eigenes Sprachverhalten ab, sondern widerspiegelt eher eine gewisse Sicht auf Sprache, eine schulische Spracherziehung, die normorientiert ist. Eine solche Perspektive hat jedoch niemals den wirklichen Sprachgebrauch erfasst.

In gewissen Bereichen brauchen wir sicher Vorgaben und auch Normierungen,

Henning Lobin betrachtet Sprache als ein Ökosystem, das sich nur in Maßen regulieren lässt.



Foto: pixabay

so wie in der Rechtschreibung oder Zeichensetzung. Ebenfalls sollte es klar sein, dass es einen Gebrauchsstandard gibt, der als anerkannt gilt. Dazu zählt z. B. die Sprache der Nachrichtensprecher, aber selbst diese differiert zumindest regional ein wenig, wenn man sich z. B. Südtirol, die Schweiz, Österreich im Vergleich zu Deutschland ansieht. Ich glaube, die Sprachwissenschaft hat aufgrund ihrer größeren Datenorientiertheit wirklich einen gewissen Wandel vollzogen, der sich in der allgemeinen Öffentlichkeit noch nicht niederschlägt. Während in der Öffentlichkeit manche Aspekte des Sprachwandels für Aufregung sorgen, beruhigt die Sprachwissenschaft: Sprachwandel ist ein ganz normaler Prozess, der sich schon seit langem an ganz verschiedenen Stellen in der deutschen Sprachgeschichte vollzieht. Insofern: Keine Angst vor dem sprachlichen Weltuntergang!

Sie beschreiben in Ihrem Buch „Digital und vernetzt“ die Sprache nicht als eine Art Park, den es zu pflegen gilt, damit er schön bleibt, sondern als eine Art Feuchtbiotop, das man nicht komplett steuern, sondern höchstens an den Rändern regulieren kann. An welchen Punkten würden Sie konkret eingreifen?

Wo tatsächlich eingegriffen wird, ist der Bereich der Rechtschreibung. Dafür ist der Rat für deutsche Rechtschreibung zuständig, an dem auch Südtirol beteiligt ist und dessen Geschäftsstelle am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache beheimatet ist. Aber selbst in diesem Bereich wird analysiert, wie der Gebrauch tatsächlich aussieht, ob er sich von der Norm entfernt, ob es Gründe dafür gibt und ob womöglich gar die Norm nachjustiert werden muss. Korpora bilden also selbst bei solchen Normierungen eine Grundlage. Und das ist nicht nur bei uns so. Selbst die in solchen Zusammenhängen häufig zitierte Académie française ist in gewisser Weise am Usus orientiert. Erst kürzlich wurde verkündet, dass nun für viele Berufe weibliche Berufsbezeichnungen entwickelt werden, was über Jahrhunderte verpönt war. Dies entspricht einer Art Nachjustierung im lexikalischen Bereich, wie es im Deutschen gar nicht notwendig wird, denn im Deutschen gibt es kein Wörterbuch, durch das offi-

ziell zertifiziert wird, welche Wörter überhaupt gebraucht werden dürfen. Was das Biotop Sprache betrifft, so fällt mir vieles ein, von dem ich mir nicht wünschen würde, dass es in den allgemeinen Sprachgebrauch übergeht. Ein Beispiel ist der Abbau von Kasusendungen, wie er in der gesprochenen Sprache weit vorgedrungen ist. Zwischen Akkusativ und Nominativ wird in der gesprochenen Sprache oft gar nicht mehr differenziert: „Ich hab ein Freund.“ In der geschriebenen Sprache können wir durch den Artikel („einen Freund“) ganz klar erkennen, dass es sich um einen Akkusativ handelt. Dieses Element kann uns im schriftsprachlichen Bereich dabei helfen, effektiv zu kommunizieren. Das sollten wir nicht aufgeben. Hier sind für mich also die Grenzen erreicht, hier wäre ein Eingriff in das Ökosystem aus meiner Sicht sinnvoll, indem man bewusst bei der tradierten schriftsprachlichen Norm bleibt und diese nicht an den gesprochenen Gebrauch anpasst.

Das ist etwas, womit Dialektsprecher sehr vertraut sind, weil die Grammatik der Dialekte in vielen Fällen anders funktioniert als die der Standardsprache.

Ja. Besonders ausgeprägt ist das in der Schweiz, wo der Dialekt einen sehr hohen Stellenwert hat. Auf der anderen Seite bleibt man – zumindest in formellen Texten – bei der voll ausgeprägten standardsprachlichen Schriftform, die bis auf einige Wörter und die ss-Schreibung kaum typisch schweizerische Elemente enthält. Bei Menschen, die in solchen Konstellationen leben, ist eine besondere Sensibilität dafür vorhanden, wie sich unterschiedliche Varietäten beeinflussen oder auch nicht, die Standardvarietät schriftsprachlich und die dialektale Varietät beim Sprechen.

Das Interview erschien in der „Sprach\_info“ der Sprachstelle im Südtiroler Kulturinstitut, Herbst 2020

### Henning Lobin

Prof. Dr. Henning Lobin ist Direktor des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim und Professor für Germanistische Linguistik am Seminar für Deutsche Philologie an der Universität Mannheim. Neben seinen wissenschaftlichen Publikationen widmet er sich auch in seinem Blog „Die Engelbart-Galaxis“ sprachlichen Themen unserer Zeit.

#### Buchtipps:

- Henning Lobin. Digital und vernetzt. Das neue Bild der Sprache. (Metzler, 2018)
- Henning Lobin. Engelbarts Traum. Wie der Computer uns Lesen und Schreiben abnimmt. (Campus, 2014)



Foto: T.W. Klein